

„Vom Glück der Berge“

„Mei, is des schee, hast du a Glick!“, lässt ihn der zwanzigste Gast an diesem Nachmittag an, gefolgt von: „A geh, bring mir no a Bier, bittschee!“ Er nickt, zu beidem nickt er, wie immer, obwohl er nur das zweite begreift. Nämlich, dass ein kaltes Bier nach einer langen, anstrengenden Wanderung unter der brennenden Sonne gut tut.

Dass er es schön hatte, dass er Glück hatte, dazu nickte er, um nur ja keine Fragen aufzuwerfen. Die Touristen hatten ihre Ansichten vom Leben hier oben, die musste man ihnen lassen, das hatte er früh gelernt. Ganz zu Beginn, als er noch keine zwei Teller auf einmal hatte tragen können, hatte er versucht, einem Touristen seine Situation zu erklären. Hatte erzählt, dass er arbeiten müsse, weil dieser Berge zu einem „Hotspot“ geworden waren, weil das Gehalt daheim nicht mehr ausreichte, weil die Miete und das Essen und überhaupt alles so gestiegen waren, dass seine Mutter es nicht mehr schaffte, alles allein zu bewältigen. Dass er sich hundert Mal am Tag die Finger verbrannte, weil die Teller so heiß waren, dass er täglich zwölf Stunden lief wie das Band in einem Sushi Laden: Runde um Runde brachte er Tablett voller Bier und Skiwasser und Knödel mit Gulasch und Strudel, ohne Vanillesauce, aber mit Sahne bitte. Der Tourist hatte ihm stumm zugehört, fast hatte der Kellner sich verstanden gefühlt, doch als er geendet hatte, müde vom langen Tag und dem Monolog, der schneller aus ihm herausgesprudelt war, als das Wasser vom Berg herabschießen konnte, hatte der Tourist seine Arme ausgebreitet und gesagt: „Aber Junge, sieh dir das doch mal an! Du hast ja doch so ein Glück!“

Er bringt dem hoffentlich letzten Touristen sein Bier, die meisten haben sich schon seit einer Weile auf den Weg hinunter ins Tal gemacht. Hier oben aber gibt es immer, immer noch immer, etwas zu tun. Danach räumt er Tische ab, hilft er dem Abspüler, die Teller zu verräumen, fegt den Gastraum und die Bar, stellt die Stühle auf die Bänke und wischt, als auch schon die ersten Übernachtungsgäste zur Tür hereinstiefeln.

„Hallo?“, echen ihre Stimmen im stillen Gastraum. „Hallo?!“

Er seufzt und blickt auf die Uhr. Die Chefin ist jetzt nicht zu sprechen, die macht ihre wohlverdiente Pause, schließlich ist sie morgens um fünf die erste, die aufsteht und abends um zehn die, die das Licht ausmacht, also ist es wohl an ihm, die Leute zu begrüßen.

Er tritt um den Tresen herum. „Willkommen,“ sagt er matt, fragt nach Dokumenten, nimmt das Geld ab, weist sie an, ihre Schuhe auszuziehen. Sie bedanken sich, gehen nach oben, die nächsten treten ein. Vierzig Schlafplätze haben sie hier oben, beinahe täglich sind sie ausgebucht, nicht einmal das scheußlichste Wetter hält die Touristen davon ab, hierhochzusteigen. Ganz kann er sie nicht verstehen. Wer riskiert bitte, von einem Blitz erschlagen zu werden, nur um in einer Hütte zu übernachten?

Aber gut, denkt er, es ist nicht sein Bier. Sein Bier ist einzig, den Touristen Bier auszuschenken. Und Tee. Und Suppe aufzutun. Und nach dem getanen Service eben wieder alles abräumen, abspülen. Fegen, wischen. Dem betrunkenen Lachen und ausgelassenen Stimmen im Gastraum lauschen. Sich hochschleichen in sein Reich, in die Kammer unter dem Dach, in die es bei Regen hineintröpfelt und in der er regelmäßig mit Wölkchen vor seiner Nase aufwacht, weil es so kalt ist.

Normalerweise fällt er nach getaner Arbeit gleich in einen tiefen, traumlosen Schlaf, aus den ihn erst sein Wecker reißt. Doch seit einigen Tagen wacht er nachts manchmal auf, wälzt sich auf der quietschenden Matratze hin und her, schläft ein paar schummrige Stunden, ehe er wieder wach liegt und das Gewälze von vorne losgeht.

An diesem Abend aber, als er mit müden Gliedern unter der schweren Bettdecke liegt, will der Schlaf ihn nicht überkommen. Er zwingt sich, ruhig liegen zu bleiben, an nichts zu denken, aber die Gespräche und die Gesichter des Tages zwingen sich zwischen ihn und den Schlaf, wieder und wieder. Erst, als er den Rotschwanz in der Lärche vor der Schutzhütte hört, als er denkt, dass er gleich eh aufstehen muss, schläft er plötzlich ein.

Die nächsten Tage schleppt er sich morgens übermüdet aus dem Bett, und den restlichen Tag durch die Arbeit. Irgendwie schafft er es abends einfach nicht mehr, einzuschlafen. Zu sehr wühlen ihn die platten Gespräche, die er untertags führt, auf. Zu sehr liegen ihm die oohs und aahs beim Anblick von Kaiserschmarrn, Adler und Co. der Touristen auf der Seele. Und als er nach einer Woche Schlaflosigkeit, er denkt noch immer, irgendwann würde er doch schlafen müssen, ein Körper funktioniert doch ohne Schlaf nicht, noch immer, schon wieder, an die Gäste des Tages denkt, überkommt ihn plötzlich, was ihn daran so stört: Ihre offenkundige Freude. Diese Freude, die sie verströmen, er kann sie nicht mehr...

Und als er weiterdenkt, immerzu denkt, bemerkt er plötzlich, dass ihm schon lange nichts mehr Freude bereitet hat. Er stöhnt und legt einen Arm auf seine kühle Stirn. Der Sommer neigt sich dem Ende zu. Schon, erst, schon, er weiß nicht, was er denken soll. Denn auf der Hütte fühlt sich so ein Sommer an wie ein einziger Tag und ein Tag wie ein ganzes Jahr.

Plötzlich ergreift eine trotzig Wut von ihm Besitz, und er schleudert die Decke von sich. Mist, verdammter! Hellwach, will er nur noch schlafen. Wütend, wünscht er sich nichts mehr als Frieden in seinem Herzen.

Nun, sei's drum, denkt er, noch immer wütend – auf wen oder was genau, weiß er nicht, schwingt die Beine aus dem Bett und tapst die eiskalten Stiegen hinunter in den Gastraum. Wenn er schon nicht schlafen kann, so muss er wenigstens diesem rumorenden Gefühl in seinem Inneren Abhilfe verschaffen.

Er stellt sich hinter den Tresen, greift nach einer Flasche Schnaps, schenkt sich ein, setzt an, trinkt. Er verzieht das Gesicht. Der Enzian brennt in seinem Hals. Blind greift er nach einer anderen Flasche, schenkt in der Finsternis ein, trinkt das Stamperl in einem Zug leer. Der Zirbeler schmeckt schon besser, süßer. Er überlegt, sich noch ein drittes Stamperl zu gönnen, als er sie vor Schreck fast fallen lässt.

Da, auf der Bank, regt sich etwas. Nein, nicht etwas. Jemand. Er hat doch abgesperrt? Die Gäste sind doch alle in den Zimmern und Lagern?

Die Schnapsflasche in der einen, das Stamperl in der anderen, kommt er hinter dem Tresen hervor und tritt in nahtloser Dunkelheit an den Tisch.

„Hallo?“, fragt er flüsternd.

Rascheln, als sich dieser Jemand bewegt. Im fahlen Licht des Mondes sieht es so aus, als würde er einen Pullover überziehen, aber ganz sicher ist sich der Kellner nicht. „Hallo?“, wiederholt er.

Der andere zuckt zusammen, zeitgleich schießt sein Kopf aus dem Pullover. „Ja?“

Der Kellner erkennt an der Stimme, dass es ein Mann ist. Eine Weile versuchen die beiden, einander anzuschauen, dann hebt der Kellner die Flasche und das Glas. „Auch einen?“

Er meint, ein Kopfschütteln zu erkennen. „Ich will auf die Wilde Spitze.“

„Jetzt?“

„Ich will sehen, wie die Sonne aufgeht.“

Romantischer Spinner, denkt der Kellner. Sowas können nur Städter tun. Nachts auf dem Berg, das ist doch unsinnig. „Aha,“ sagt er trocken.

„Ja,“ flüstert der andere. Und: „Wollen Sie mitkommen?“

Vor Schreck nimmt der Kellner noch einen Schluck aus der Flasche. „Hm,“ macht er, und spürt, wie der Alkohol ihm schon ins Blut übergeht. *Romantischer Spinner*, denkt er wieder, als sein Gegenüber schon aufsteht.

Noch immer steht er unschlüssig da. Hätte ihn jemand bei hellichtem Tag, unter normalen Umständen gefragt, hätte er ihn ausgelacht. Aber hier, in dunkelster Nacht, unter Einfluss von Enzian und Zirbeler scheint ihm die Idee plötzlich gar nicht mehr so abwegig.

Soll er? Noch die Frage ganz in sein Bewusstsein eingetaucht ist, nickt er.

„Okay,“ sagt er, geht nach hinten in die Küche, wo er seine festen Schuhe stehen hat, wirft sich seine alte Regenjacke über und tritt über die Hintertür ins Freie, wo der Unbekannte schon auf ihn wartet. Er hat keine Stöcke bei sich, denkt der Kellner, und trägt keine hohen Schuhe, wie die meisten, die von den Bergen hier keinen Tau hatten. Er wertet das als gutes Zeichen und schließt sich dem Mann vor ihm an, als er in westlicher Richtung erst sanft, dann immer steiler in Richtung Wilde Spitze steigt.

Der Kellner hat zuerst Mühe, ihm hinterherzukommen, so schnell läuft der Mann vor ihm. Aber dann hat er seinen Rhythmus gefunden, schnauft und steigt und fühlt das Brennen in seiner Lunge und seinen Wadeln, ein Brennen, das ihn plötzlich erinnert. Es erinnert ihn an die Tage nicht weit von hier auf der Alm, die er mit seinem Großvater verbracht hatte. Daran, wie er den Zaun abging, nach Löchern oder Spuren von Wildtieren absuchte. An das Hinterherlaufen von Kühen und Schafen und dem wohlwollenden Blick des Großvaters, wenn er ein abgängiges Lamm auf den Schultern über die steilen Wiesen zurück zur Hütte getragen hatte.

Er steigt und schnauft und je höher sie kommen, desto heller wird der Abendhimmel. Schon sind sie über der Baumgrenze, bald werden sie nur noch über Schutt und Stein den Grat zum Gipfel emporsteigen. Da erinnert er sich an glückliche Tage mit seiner Mutter, die ihn hier oben einmal die Woche besuchte. Er erinnerte sich an Ausflüge auf die Wilde Spitze, auf die Hohe Spitze, auf die Große Westliche, auf das Kleine Jöchl. Steinböcke und Adler und Sommersonnentage und oben am Gipfel stets ein Stück Nusschokolade, vor ihnen nichts als die große Weite, unter ihnen das grüne Tal mit den hellen Flecken, dem Vieh, mit den dunklen Dächern und dem grünblau glitzerndem Fluss.

Er steigt nun über große Steinblöcke, hält sich daran fest, zieht sich hoch, und von irgendwoher, von ganz tief drin, kommt ihm ein Bild, das er nicht ganz einordnen kann. Ein großer, breitschultriger Mann, dessen muskulösen Waden er folgt, dessen feingliedrige Hand die seine nimmt und über die Steilstufe hochzieht. Und noch viel mehr als ein Bild ist es ein Gefühl, das ihn überkommt. Das Gefühl, geborgen zu sein, sicher zu sein. Das Gefühl, dass alles gut ist.

Tata, denkt er plötzlich, seine Brust zieht sich schmerzlich zusammen, fast glaubt er, umfallen zu müssen, aber da hat er sich schon über einen letzten, großen Steinquader gezogen, und vor ihm tut sich nun der letzte, flache Grat hinüber zum Gipfel auf. Die Steine glänzen schwarz, der Himmel über ihm golden und lichtblau und orange gleichzeitig.

Er muss stehen bleiben, saugt all das, was vor ihm liegt, in sich auf: die Nebelschwaden im Tal, die Lichter in den Ställen der Bergbauernhöfe, das Wogen der Lärchen und Fichten und Zirben

im Wind. Das rötlichblechern schimmernde Dach der Schutzhütte, der schwarzassschimmernde Bergsee am gegenüberliegenden Hang, die schwarz und grau und weiß schimmernden Gipfel über Gipfel über Gipfel. *Tata*, denkt er wieder. *Alles* um ihn herum scheint ein einziges, großes Schimmern zu sein. *Tata*, wiederholt er, und fühlt sich dem Mann, den er kaum gekannt hatte, dem Mann, über den sie daheim nie gesprochen hatten, dem Mann, der irgendwo hier oben beim Bergen einer verletzten Person selbst einfach ausgerutscht war, ganz nah. Und wie er sich seinem *Tata* nah fühlt, fühlt er sich auf einmal auch sich selbst. Es ist, als habe er in diesem Moment eine Tür in sich aufgestoßen, die er jahrelang verschlossen gehalten hatte.

Eine Tür, die sein Herz schneller schlagen lässt, und die doch schmerzt, und durch die er nun, da sie offen steht, das Bedürfnis verspürt, zu schreien und zu lachen und zu jodeln gleichzeitig.

Der Mann vor ihm steht schon drüben beim Gipfelkreuz und winkt ihm zu, eine schwarze Gestalt vor dem goldenen Himmel. Der Kellner dreht sich um die eigene Achse, saugt all die Schönheit in sich auf.

„Meingott,“ denkt er und spürt in sich hinein. Glaubt, schmerzvolle Freude zu empfinden. „isch des schian.“

Und nach einer Weile: „Hon i a Glick.“

Ines Plunger

Vita:

Ines Plunger, geboren 1999, ist aufgewachsen in Kastelruth, Südtirol, zu Füßen der Dolomiten. Schon während der Schulzeit absolviert sie die Ausbildung zur Skilehrer-Assistentin, nach der Matura verbringt sie ein halbes Jahr in den Rocky Mountains in Kanada, danach einige Monate Freiwilligenarbeit in Frankreich. Daraufhin absolviert sie ein Journalismusstudium in Prag, denn neben ihrer Freude für die Berge liebt sie es, zu schreiben. Doch nach dem Studium erkennt sie, dass sie der klassische Werdegang eines Journalisten nicht so berührt wie angenommen, und so beginnt sie, als Lehrperson in einem Gymnasium zu unterrichten, was ihr großen Spaß macht. Ihre Freizeit verbringt Ines am liebsten draußen: wandern, reiten, radeln, Ski fahren, Skitouren, klettern, langlaufen. Für sie sind die Berge ein Lebensraum, den es zu wahren, achten und lieben gilt, ein Raum, der sowohl den Körper als auch den Geist trainiert und die Seele berührt. Neben dem Leben in den Bergen zieht es sie auch in ihren Ferien immer wieder dort hin, im letzten Jahr etwa war sie in den Bergen Kasachstans und Kirgisistans sowie den Pamirs in Tadschikistan unterwegs. Am schönsten, findet sie aber, ist es immer noch „dahoam“.